Drei Gedichte

Autor(en): **Stoecklin, Francisca**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572926

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Verse sind in der Regel nicht rhythmisch gebunden, schwebend, wogend, sondern spazierend, oft trippelnd. Sie schreitet nicht mit gemessenem Takt übers Land, sie schlendert forschend dahin, hält sich da bei einem Stein, dort bei einem Insekt oder einer Blume auf, und bemißt den Schritt nicht von innen nach dem Drange des Gefühls, das zu einem Ziele strebt, sondern läßt ihn die äußern Gegenstände, die sie beobachtet, bestimmen. Der Rhythmus ist so ausgeprägt impressionistisch: beruhigend, beschwichtigend in dem Schilfgedichte („Der Weiher"); unruhig, lebendig in der Schilderung der „Kinder am Ufer"; atemanhaltend, gespannt, stoßweise in dem „Hirtenfeuer"; geschäftig in der Schilderung der musizierenden Insekten („Die Lerche"). Auch in der rhythmischen Gestaltung lebt die weiblich-mütterliche Liebe der Droste, mit Verleugnung des eigenen Herzschlages, nur in dem Gefühlstakt ihrer Kinder.

Diese aber haben ihr die Entsagung gelohnt. Die hingebende Zärtlichkeit, mit der sie die Kleingeschöpfe der Natur an ihr Herz schloß, ist in jene eingeflossen und strahlt aus ihren Abbildern in den Gedichten der Droste wieder. Wie aus tausend gläubig und vertrauensvoll erhobenen Kinderaugen lacht uns aus ihnen sonniges Lebensglück an. Reiner, überzeugender und künstlerischer als die Gedichte des „Geistlichen Jahres" singen sie dem Schöpfer alles Lebens Dank und Lob.

Drei Gedichte.

Von Francisca Stoecklin, Basel.

Seele

Sieh, meine Seele ist wie eine Taube,
So leichtbeschwingt und weiß und federweich.
Und ganz erfüllt von Zärtlichkeit und Glaube.
Ein lichter Bote aus dem höhern Reich.

Und meine Seele ist wie eine Wildnis,
Wo Geister lauern, Dunkles sich versteckt.
Doch hütet sie zu tiefst das reine Bildnis,
Der Taube, die kein Schmutz und Sünd befleckt.

Gebet

Ich bin so klein vor dir, mein Gott.
Ich bin nur Priesterin der Liebe,
Und dulde gläubig Leid und Spott,
Das Schwere, das uns gern zerriebe.

Nur leih mir immer deine Kraft,
Mein Leben gläubig zu erfüllen,
Und weihe meine Priesterschaft
Mit deiner Gnade, deinem Willen.

Blumen

Ich lag in Schmerz und dumpfem Fiebersehnen,
— Da legte jemand Blumen auf mein Bette —
Die lösten meine Freude bis zu Tränen,
Als ob ich Blumen nie gesehen hätte.

Ich trank ihr Duften, streichelte sie innig
Und war so froh, mich liebend zu verschwenden.
Dann hielt ich sie ganz fest und fromm und minnig,
Da blühten sie aus meinen eignen Händen.

Dramatische Rundschau II.

Von Emil Sautter, Zürich.

An Neuheiten war das Schauspielrepertoire des Zürcher Stadttheaters in der ersten Hälfte der Saison nicht überreich. Die permanente, dem Theater allem Anschein nach recht bekömmliche Gastspieltätigkeit des Herrn Korff hatte auf die Gestaltung des Spielplans entscheidenden Einfluß. Der unverwüstliche „Freund Teddy", unverwüstlich nur durch die virtuose Leistung Korffs, ein unangenehmes Kinostück „Ein reizender Mensch" von Frank und Geyer, Shaws „Helden" und Freytags „Journalisten", die ins modern Schwankhafte transponiert wurden, waren an der Tagesordnung. Von Klassikern kamen außer Lessing („Nathan") und Schiller („Don Carlos") Molière und Kleist zu Worte, jeder mit seinem „Amphitryon". Es war ein guter Gedanke, die beiden Stücke nebeneinander zu spielen und so ihren von Grund aus verschiedenen Charakter vor Augen zu führen. Julius Bab (Berlin) sprach in einer Matinee des „Zürcher Theatervereins" über das Amphitryon-Problem und legte dar, wie der uralte Mythos von dem den Menschen überwältigenden Gott im Laufe der Zeiten immer mehr an Göttlichkeit verlor, bei den Griechen und Römern zum frivolen Schelmenstück sich wandelte und bei Molière zum eleganten und witzigen Hof- und Gesellschaftsschwank wurde, wie es Kleist vorbehalten blieb, die heilige Sage wieder zu ihrem ernsten, religiösen Ursprung zurückzuleiten. — Zum erstenmal aufgeführt wurden zwei Einakter von Strindberg. „Paria" nennt sich der erste. Ein Dialog zwischen zwei Männern. Auf der einen Seite die starke und vornehme Persönlichkeit, die sich im Bewußtsein ihres Wertes über eine eigene verhängnisvolle Tat hinwegsetzt, auf der andern ein scheues, schuldbeladenes Individuum, das seine angeborenen verbrecherischen Instinkte nie überwunden hat und nie aus der niedrigen Denkweise herauskommt, der Paria. An greifbarer Handlung ist wenig vorhanden, und doch erhält die Szene durch die Gegensätzlichkeit der Charaktere und den daraus mit schneidender Notwendigkeit sich entwickelnden Dialog eine Spannkraft, die von dem zweiten Einakter „Mutterliebe" nicht erreicht wird, obwohl hier wirkliches Geschehen vorhanden ist: eine junge Schauspielerin wird von ihrer verkommenen, außerhalb der Gesellschaft stehenden Mutter jedes eigenen Willens beraubt und in dem Sumpf, in dem sie, die Mutter, selber steckt, festgehalten. Das Mädchen sehnt sich nach reinlicherer Atmosphäre, nach Glück und Liebe. Aber als diese Sehnsucht sich erfüllen soll, hat es nicht mehr die Kraft, sich von der Mutter loszulösen. Sein eigener Wille ist an dem der Mutter zerbrochen. Wie in „Vater" und „Gläubiger" der Mann am Weibe zugrunde geht, so hier die Tochter an der Mutter. Obschon das mit schlagender Realistik geschildert ist und die Fäden des dramatischen Gewebes kunstvoll verschlungen sind, fehlt dem Stücke doch das absolut Zwingende, weil ihm etwas Absichtliches, theaterhaft Konstruiertes anhaftet.

Mit Spannung hatte man der Aufführung eines Dramas des Berliner Schriftstellers Georg Kaiser entgegengesehen, der in den letzten zwei, drei Jahren unter den dramatischen Autoren vielleicht am meisten genannt wurde. Sein Renommee verdankt er einer ans Fabelhafte grenzenden Produktivität, seinem scharfen Intellekt und seiner kecken, draufgängerischen Dramatik. Man gab das Schauspiel „Von Morgens bis Mitternacht". Ein Menschenschicksal, hineingezwängt in den Zeitraum weniger Stunden: Glück und Ende eines kleinen Beamten, der durch die Berührung mit einer fremdländischen Dame wie durch einen